

Für Johann

Wohin, ihr? – Nirgend hin. – Von wem davon? – Von allen!
Bertolt Brecht, Die Liebenden

HP Daniels

R U N A W A Y

ROMAN : **TRANSIT**

© 2019 by : TRANSIT Buchverlag
Postfach 121111 | 10605 Berlin
www.transit-verlag.de

Umschlaggestaltung, unter
Verwendung eines Fotos von
plainpicture/Tim Robinson,
und Layout: Gudrun Fröba
Druck und Bindung:
CPI Group, Deutschland
ISBN 978-3-88747-368-6

INHALT

Erster Teil	7
Zweiter Teil	81
Dritter Teil	149

ERSTER TEIL

– *Jetzt erklär mir mal, was du dir dabei gedacht hast.*

Was sollte ich sagen? Ich wusste es nicht. Jetzt nicht. Wusste gar nichts mehr ...

– *Erklär mir das.*

Ich wusste es nicht mehr. Doch, eigentlich wusste ich es. Vielleicht doch. Nur jetzt nicht in diesem Moment.

Vielleicht wollte ich es nicht erklären. Nicht erklären müssen.

– *Was hast du dir dabei gedacht?*

Ich schwieg.

– *Erklär mir, warum du das gemacht hast.*

Mir fiel nichts ein. Was sollte ich sagen? Der Kopf war leer. Das Gehirn, die Gedanken. Nichts mehr da. Kein Mut. Was sollte ich sagen? Wenn doch alles falsch wäre, was ich sagte. Ich konnte es nicht erklären. Ich schwieg.

– *Antworte mir, wenn ich mit dir rede!*

Der Ton wurde schärfer. Ungeduldiger.

– *Warum hast du das gemacht? Erklärung!*

Genau deswegen, dachte ich. Aber ich sagte es nicht. Schwieg.

Es war dieselbe Situation wie vorher. Es hatte sich nichts geändert. Es hatte nichts genützt. Ich saß wieder hier. Ich hatte verloren. Dieselbe Situation.

Er saß mir gegenüber. Groß, breit, mächtig, übermächtig. Und laut:

– *Jetzt sag schon was!*

Er sah mich drohend an. Ich wich seinem Blick aus. Brauchte einen Punkt jetzt. Einen festen Punkt. Aus dem ich Leere ziehen konnte. Leere in die Gedanken bringen. In die Gefühle. In diesen Augenblick. Jetzt nicht denken müssen. Nicht fühlen. Keine Antworten geben müssen. Keine Antworten waren immer noch besser als etwas zu sagen. Wenn ich etwas sagte, war es auf jeden Fall falsch. Und es gab Ärger. Sagte ich nichts, gab es auch Ärger, aber ich hatte wenigstens nichts Falsches gesagt, an dem sich noch mehr hätte entzünden können. So war es immer.

– *Was ist jetzt? Ich warte: Was hast du als Erklärung vorzubringen? Ich frage noch einmal: Warum hast du das gemacht?*

Er führte das Verhör. Er war Ankläger. Er war Richter. Alles in einem. Es

gab keine Rechte. Keine Verteidigung. Keine Zeugen zu meinen Gunsten. Ich nahm mir das Recht zu schweigen.

– *Jetzt rede endlich, wenn ich dich was frage!*

Ich starrte auf die Blumen, auf dem Wohnzimmer Tisch zwischen uns. Immer stand hier ein Strauß frischer Blumen auf dem Tisch. Und noch einer im Bücherregal gegenüber. Neben der *Encyclopedia Britannica*. Diese ganze Bildungsscheiße, wie ich die manchmal hasste. Wenn es nur etwas mehr Leben dafür gegeben hätte. Mehr Wärme. Die klassische Scheißmusik. Die scheiß Klassik. Tonspur zur Bedrückung.

Mutter wollte, dass es schön ist. Stellte immer frische Blumen auf den Tisch. Und ins Regal. Jetzt Rosen: Rote und gelbe. Und deckte am Sonntag und an Geburtstagen den Tisch mit Meißner Porzellan.

– *Du weißt gar nicht, was du deiner Mutter damit angetan hast. Meinst du nicht, dass du uns eine Erklärung schuldig bist?*

Um meine Mutter tat es mir leid. Ihr wollte ich keinen Ärger machen, keine Sorgen. Eigentlich wollte ich niemandem Ärger machen. Oder Sorgen. Auch ihm nicht. Wollte nur weg. Weg von ihm. Raus hier. Luft zum Atmen. Keine Angst mehr. Wenn er sich morgens an den Frühstückstisch setzte. Mittags die Schritte im Treppenhaus, die mich im Gespräch mit der Mutter verstummen ließen. Dass er nichts davon hörte. Nichts hören sollte. Und ich schnell das Radio ausschaltete. Oder den Plattenspieler. Die Beatles. Die Stones. Die Kinks. Dass er nichts hörte davon. Panikartig. Denn das gab Ärger. Oder ich schnell die Gitarre beiseite legte. Weil es sonst auch wieder Theater gab. Wegen dieses Lärms. Hör auf damit. Mach was Anständiges. Und er anfang, mich Harmonielehre abzufragen. Kleine Terz. Große Terz. Die Töne im E-Dur-Akkord? Wie heißen die? Grundton E, und? Wie geht's weiter? Und die parallele Moll dazu?

Wenn ich nicht sofort die Antwort wusste, schrie er mich an. Und ich musste ihm vorspielen, was ich für den Gitarrenunterricht geübt hatte. Bei der ersten Schludrigkeit unterbrach er:

– Nochmal von vorne, das war nichts!

Wenn ich dreimal denselben Fehler machte, schrie er mich an:

– Nochmal!

Und ich hatte Angst, dass er mich schlägt. Weil ich nicht richtig geübt hat-

te. Weil mich der Gitarrenunterricht anödete, und das Zeugs, das ich da spielen musste. Mit Fußbänkchen und steifer Körperhaltung. Volkslieder und klassischer Kram. Das war entsetzlich. Später hatte mir der Gitarrenlehrer ein Angebot gemacht: Ich sollte doch mal Noten mitbringen, von etwas, das ich gerne spielen wollte ... Noten ...

Irgendwo hatte ich Noten zu *Yesterday* aufgetrieben. Das machte etwas mehr Spaß, aber dann doch nicht so richtig. Weil es nicht nach Beatles klang. Mit Fußbänkchen und steifer Körperhaltung. Steif klang es. Nicht nach Beatles. So war's auch mit *Naggin' Woman* von den Kinks. Einer einfachen Blues-Nummer, die im Duo mit dem Gitarrenlehrer auch blöd klang. Irgendwann durfte ich den öden Gitarrenunterricht aufgeben. Dann fing ich an zu üben. Und es machte mir Spaß. Beat. Blues. Rock 'n' Roll. Tonika. Subdominante. Tonika. Dominante. Subdominante. Tonika. Akkordschritte. Schritte des Blues.

Wenn ich Schritte im Treppenhaus hörte, hörte ich auf zu spielen. Sofort. Abrupt. Mitten im Lied. Er sollte es nicht hören. Sollte nicht sagen, ich solle sofort aufhören mit dem Krach. *Get Off Of My Cloud*. Ich wusste nicht, wie die einzelnen Noten der Akkorde hießen, aber ich konnte sie spielen. Immer dann schaltete ich die Musik an, im Kopf, drehte voll auf, im Kopf, um alles da draußen zu übertönen. Mit der Musik im Kopf. Wenn der Vater mir gegenüber saß. Beim Mittagessen. Beim Abendessen. Wenn er mich verhörte:

– *Was war heute in der Schule?*

Wenn er sich aufregte, mich anschrie, dann drehte ich lauter: Die Musik im Kopf. Elektrische Gitarren, Bass, Schlagzeug, Gesang.

Hey, hey, you, you ... get off of my cloud ...

– *Meinst du, du machst es besser dadurch, dass du jetzt hier schweigend rum sitzt und vor dich hinstarrst?*

Es war wie vorher. Ich saß wieder hier. Der arme Sünder, der nichts zu sagen wusste. Keine Antworten. Schweigend. Dumm. Und leer. Ich hatte verloren. Ich war zurück. Es hatte sich nichts verändert. Und im Kopf drehte ich lauter: Die Musik. Kräftige Schlagzeugwirbel gegen den Schmerz. Getretene Bassdrum.

– *Ich versuche mir doch nur vorzustellen, was in dir vorgegangen ist.*

Jetzt also diese Tour. Die sanfte Tour. Eine neue Verhörmethode. Die

kumpelhafte. Die verständnisvolle. Angeklagter, wir wollen doch nur Ihr Bestes. Seien Sie doch nicht so stur. Kooperieren Sie doch endlich.

– *Ich versuche doch nur, eine Erklärung zu finden, warum du das gemacht hast?*

Und er versuchte mir auch gleich eine Erklärung anzubieten, der ich zustimmen könnte, wenn ich doch nur nicht so verbockert wäre.

– *War es das Abenteuer, das dich gereizt hat?*

Was soll ich dazu sagen? Dazu kann ich nur schweigen. Abenteuer? Dieser Idiot. Ja, es war ein Abenteuer, vielleicht. Aber unfreiwillig. Es hat mich nicht gereizt. Eher aus Verzweiflung. Aus Angst. Aus Furcht. Nur raus. Aus der Enge. Weg. Von dem Gebrülle. Der Situation am Wohnzimmer-tisch. Dreimal täglich.

– *Oder war das eine Schnapsidee vom Riemschneider? Hat der das ausgeheckt? War der das?*

Hat der eine Ahnung. Wenn das jemand ausgeheckt hat, war ich das. Vielleicht war ich zu feige, die Sache alleine durchzuziehen. Den Plan auszuführen, der mir schon lange im Kopf rumgegangen war. Ich halt's nicht mehr aus. Ich hau ab. Vielleicht wäre es leichter mit einem Leidensgenossen, einem Verbündeten.

Riemschneider. Leidensgenosse war Riemschneider ohne Zweifel. Oft genug hatte er mir erzählt, was für ein selbstherrlicher Despot sein Vater war. Wie er die Familie tyrannisierte. Riemschneider sprach davon in den Schulpausen. Und Mittwochabend, im Schwimmverein im Nordbad. Da hatte ich ihn vor Jahren mal gefragt, in der Umkleidekabine, und angesichts der älteren Männer unter den Duschen, die dort ihre, in unseren Augen riesigen Geschlechtsteile einseiften, ob er eigentlich wisse, wie das gehe, mit Männern und Frauen, dem Kinderkriegen und diesem ganzen Kram? Als ich es ihm erklärte, einfach, kurz und bündig, zwei Sätze, mehr nicht, schaute er mich ungläubig an:

– Nein!

– Doch, das haben deine Eltern auch gemacht. Sonst wärst du jetzt nicht hier. So einfach ist das.

Er schüttelte den Kopf. Ungläubig:

– Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass meine Eltern solche Säue sind! Man konnte es sich wirklich schwer vorstellen: Riemschneiders Eltern,

diese unterkühlten, gefühlsarmen, geschlechtslosen Wesen. Keine sympathischen Menschen.

In der riesigen, großbürgerlichen Altbauwohnung der Riemschneiders in der Maximilianstraße hing ein schaler Zigarrengeruch von Strenge und Patriarchat. Die Mutter war eine graue Hausfrau. Wahrscheinlich hatte sie nichts zu sagen. Auch nichts zur Verteidigung oder zum Schutz der Kinder. Dem größeren Bruder war das vermutlich egal. Er war Sänger in einer Beatband: *The Hangmen*. In seinem Zimmer hingen Fotos: Da war er auf der Bühne zu sehen, und wie ihm Mädchen aus dem Publikum das Hemd vom Leib rissen. Dafür hab ich ihn beneidet. Eine seiner Glanznummern war *Do Wah Diddy Diddy* von Manfred Mann. Und er war der erste an unserer Schule, der Jeans mit ausgestellten Hosenbeinen trug. Er hatte die äußere Naht seiner Levis-Jeans von unten bis zu den Knien hoch aufgeschnitten und einen riesigen Keil aus Jeansstoff eingenäht. Auch darum beneidete ich ihn. Er gehörte zu den Älteren, die wir bewunderten, zu den Lässigen. Er machte Abitur und zog von zu Hause aus. Noch etwas, worum wir ihn beneiden konnten. Er musste sich nicht mehr mit seinem Vater rumstreiten. Um Dinge, die vielleicht nur lächerlicher Kleinkram waren, uns aber so viel bedeuteten. Um die Musik, die Länge der Haare, die Weite der Jeans-Beine, die Enge der Hosen, die Leistungen in der Schule. Und die Uhrzeiten, wann wir zu Hause zu sein hatten. Es war wie ein Antrag bei einer Behörde, der zu stellen war. Eine Eingabe. Zum abendlichen Ausgang.

– Hilf mir, sagte Riemschneider, dann kann ich vielleicht länger rauschlagen.

Riemschneider klopfte. Wie an einer Amtsstube. Wir sahen uns schweigend an. Stille. Riemschneider klopfte noch einmal, etwas lauter. Wieder Stille. Abwarten.

Eine mürrische Knurrstimme von innen:

– Herein!

Riemschneiders Vater saß hinter einem monströsen Eichenschreibtisch. Dunkel. Ehrfurchtsgebietend. Furcht einflößend.

– Was willst du?

Unterwürfig trug Riemschneider sein Anliegen vor:

– Wir wollen weggehen heute abend. Darf ich ...?

- Um acht bist du wieder zu Hause. Ist das klar?
- Aber um acht geht diese Veranstaltung eigentlich erst los ...
- Wie lang darf ER bleiben?

Der Vater sah mich streng an.

- Bis zehn.

Was tatsächlich stimmte. Zehn Uhr? Eigentlich war das auch ein Witz. Oder uns kam es zumindest so vor. Alle anderen durften länger. Nur wir waren immer die Idioten, die nach Hause mussten. Unglaublich peinlich, wenn man plötzlich sagen musste, tut mir leid, ich muss jetzt gehen, muss um zehn zu Hause sein. Sonst gibt's Ärger mit meinem Alten. Haha, der Kleine muss nach Hause, sonst bekommt er Ärger. Ist das nicht niedlich?

- Wenn ER bis zehn darf, Vater Riemschneider sah mich missbilligend an, dann bist du spätestens um neun zu Hause.

Riemschneider verzog das Gesicht, biss sich auf die Unterlippe. Ich sah, wie ihm Tränen in die Augen stiegen. Aus Enttäuschung. Wut. Verzweiflung. Vater Riemschneider sah das auch, grinste selbstgefällig, und sagte:

- Ist das nicht fein?

Dem hätte ich am liebsten seinen dämlichen Schreibtisch umgeworfen. Für die Demütigung meines Freundes. Ich hab viel umgeworfen damals, in Gedanken, einigen Leuten in die Fresse gehauen. In Wirklichkeit blieb ich immer friedlich, ruhig und besonnen. Freundlich. Traute mich nichts. Hatte keinen Mut. Eher Angst.

- Deiner ist ja fast noch schlimmer als meiner.

Riemschneider war ein echter Leidensgenosse, Verbündeter.

Ich erklärte ihm meinen Plan:

- Ich hau ab. Ich halt das nicht mehr aus. Nicht mehr länger. Kommst du mit?

Riemschneider hatte seine Zweifel. Ich hab ihn bearbeitet. Hab ihn immer wieder gefragt, wie lange er sich das denn noch gefallen lassen wolle?

- *Ich will nur wissen, ob dich der Riemschneider angestiftet hat? War das seine Idee?*

- Nein, er hat mich nicht angestiftet. War nicht seine Idee.

Ich hatte ihm genau erklärt wie wir's machen. Die Klamotten in die Schultaschen. Dass alles ganz normal aussieht. Und Geld für die Bahn. 40 Mark. Soviel hatte er. In irgendeiner Sparbüchse. Sie sollten uns nicht

gleich an der nächsten Autobahnauffahrt beim Trampfen erwischen. Bahn war sicherer.

– *Habt ihr zusammen diese Schnapsidee entwickelt für ein kleines, leichtsinniges Abenteuer?*

Was erwartet er für eine Antwort? Kleines, leichtsinniges Abenteuer? Was weiß der schon? Der hat doch keinen Schimmer. Was für eine Entscheidung das war. Wie schwer. Wie lange der Plan gereift war. Wie viele Zweifel es gekostet hatte. Wie viel Verzweiflung. Und jetzt saßen wir wieder hier. Ich am großen Esstisch mit den Blumen drauf. Rote und gelbe Rosen jetzt. Und Meißner Porzellan. Und der Riemschneider vielleicht vor dem großen Eichenschreibtisch, hinter dem sein Vater thront, und ihn verhört. Warum er das alles gemacht habe? Und ob ich ihn angestiftet hätte? Und dass jetzt andere Saiten aufgezogen würden ...

Alles war umsonst. Schlimmer als vorher. Wir saßen wieder hier. Die armen Sünder. Die nicht einmal erklären konnten, warum sie das alles auf sich genommen hatten.

Wir trafen uns vor dem Tchibo an der Leopoldstraße. Die Schule hatte gerade angefangen. Viertel nach acht. Riemschneider hatte schwere Zweifel. Skrupel. Angst. Die musste ich ihm ausreden. Wir liefen über den Nikolaiplatz in den Englischen Garten. Ein kühler Morgen. Wir froren ein bisschen. Keine gute Voraussetzung. Aber warte erstmal, bis die Sonne rauskommt. Die kommt raus. Und dann wird das ein schöner Tag. Riemschneider maulte. Kleinlaut. Ob wir uns das nicht doch lieber noch mal anders überlegen sollten? Er zitterte ein bisschen.

– Auf gar keinen Fall. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Du wirst doch jetzt nicht im letzten Moment kneifen und schlappmachen? Ich spürte sein inneres Hin- und Hergerissensein zwischen seinem Wort, das er mir gegeben hatte: Wir machen das zusammen ... und seinen Ängsten, seinem starken Gefühl, dass wir vielleicht doch lieber zur zweiten Stunde wieder in die Schule gehen sollten und den ganzen Plan abblasen.

– Du kannst ja wieder in die Schule gehen und dich da weiter tyrannisieren lassen. Und heute Mittag wieder nach Hause zu deinem Vater, um dich von dem weiter drangsalieren und erniedrigen lassen. Wenn du das willst, dann tu es. Wenn du zu feige bist, dann geh ich eben alleine.

Vielleicht war es gut, dass ich so auf Riemschneider einreden musste, um meinen klaren Standpunkt, meine eigene Entschlossenheit zu stärken. Auch ich hatte enorme Zweifel, ob das nun alles richtig war, starke Skrupel, vor allem wegen meiner Mutter. Und als ich so auf Riemschneider einredete, in dem Versuch, ihn von unserer Sache zu überzeugen, überzeugte ich damit gleichzeitig auch mich selbst.

– Hey, sagte ich: Reinen Tisch macht mit dem Bedränger! Heer der Sklaven, wache auf! Ein Nichts zu sein trägt es nicht länger! Alles zu werden strömt zu Hauf!

Ich lachte.

– Hahaha, dein blöder Kommunismusscheiß, sagte Riemschneider. Komm mir bloß nicht mit diesem Quatsch.

Aber dann bewegte ihn doch die Treue zu seinem Wort, zu seiner Freundschaft, dem Versprechen, der Gedanke an die Zustände in seinem Eltern-

haus, alle Bedenken fahren zu lassen. Wir liefen zusammen zum Hauptbahnhof.

Jeder von uns kaufte eine Fahrkarte:

- Einmal nach Hamburg ...
- Hin und zurück?
- Nein, einfach.

Niemand stellte weitere Fragen.

Auch im Zug nicht. München-Hamburg.

Wir saßen uns im Abteil gegenüber. Die Schultaschen auf der Gepäckablage über uns. Niemand wunderte sich. Zwei sechzehnjährige Schüler. Im Zug von München nach Hamburg. Mitten in der Woche. Keine Ferien. Keiner fragte. Wir grinsten uns an. Wir waren unterwegs. Weg. Abgehauen. Entfernten uns immer mehr. Kilometer. Fünzig Kilometer. Hundert Kilometer. Hunderte.

Auch der Schaffner fragte nichts. Wollte nur die Fahrkarten sehen. Hatten wir. Die Fahrkarten waren in Ordnung. Das war die Hauptsache.

– Ich hab's dir doch gesagt: Zug ist besser. An der Autobahn hätte uns vermutlich jetzt schon die erste Polizeikontrolle am Wickel. Und wir wären nicht mal aus München rausgekommen.

– *Jetzt sag doch mal was. Was wolltest du in Hamburg? War es wegen dieses Mädchens? Hast du wegen ihr dieses ganze Theater veranstaltet? Oder wolltet ihr einfach was erleben? Auf der Reeperbahn? Oder doch nur dieses Mädchen? Aber da brauchtest du doch den Riemschneider nicht dabei, oder?*

Was soll ich sagen? Was soll ich antworten?

Wenn andere Leute mit uns im Abteil saßen, haben wir nicht viel geredet. Niemand hat etwas gefragt. Wir haben gelesen. *Der Schatz der Sierra Madre*. B. Traven. Oder wir schrieben etwas in unsere Tagebücher. Das hatten wir uns vorgenommen, von Anfang an: alles aufzuschreiben. Ich hatte mir dafür ein dickes Heft gekauft, mit einem schwarzen Wachstuchumschlag. Ich holte meinen Füller aus der Tasche und schrieb:

Nein, ich wollte nicht weg. Wollte da nicht hin, wollte bleiben. Hier bleiben.

Riemschneider hatte auch ein Heft. In das er aber mehr kritzelte als schrieb. Kleine Skizzen. Bildchen. Autokarosserien.

Die Bewegung des Zuges hatte etwas Beruhigendes. Irgendwie ging es voran. Ganz von selber.

Riemschneider war noch nie aus Bayern rausgekommen. Höchstens mal Österreich, aber das zählte nicht. Die Fahrt war aufregend für ihn. Über die Donau. So weit war er noch nie gekommen. Über den Main. Gegen Riemschneider war ich Kosmopolit.

– Schau, die Elbe!

Riemschneider war fasziniert. Es gefiel ihm. Das Neue. Darüber vergaß er seine Bedenken. Die Gedanken an zu Hause. Ich vergaß sie auch. Über Riemschneiders Staunen.

Das also ist Hamburg. Und dass ich Riemschneider das jetzt zeigen konnte. Dass ich mich auskannte. Oder zumindest so tun konnte als ob.

Dammtor-Bahnhof steigen wir aus. Mit den Schultaschen. Wir sind in Hamburg. Bis hierher haben wir es schon mal geschafft. Immerhin. Ich zog den Zettel aus dem Notizbuch.

– Jetzt müssen wir nur noch diese Adresse finden: Von-Melle-Park 6. Wir müssen hier lang, Richtung Uni, dann fragen wir jemand. Komm, Riemschneider!

Wir gingen los, mit den Schultaschen, Richtung Uni. Von-Melle-Park. Da soll der SDS sein. *Sozialistischer Deutscher Studentenbund*.

Ich hatte die Adresse von einem Treffen bei der Münchener *USG, Unabhängige Schülergemeinschaft*, wo ich jede Woche hinging, zum Treffen der Unabhängigen Sozialistischen Schüler, in dieser alten Baracke in der Fallmerayerstraße, wo eigentlich die *IDK – Internationale der Kriegsdienstverweigerer* – ihre Zentrale hatte. Wo wir schwer diskutiert haben. Über alles Mögliche. Vietnamkrieg und so was. Und dass man den Kriegsdienst verweigern muss. Die Bundeswehr. Die Zustände an den Schulen. Die alten Nazi-Lehrer. Überhaupt: die alten Nazis. Richard, Chef der Kriegsdienstgegner, war schon etwas älter als wir. Ein kleiner dicker Bayer, bayerisch gemächlich und freundlich. Er leitete die Diskussionen. Und half uns beim Formulieren von Flugblättern. Die konnten wir auf der Handabzugsmaschine der IDK durchnudeln. Es roch nach Spiritus. Und es gab Bier für wenig Geld. Und Mädchen von den Mädchenschulen waren auch da. Ein bisschen wie im Jugendfreizeitheim. Aber besser. Und ernsthafter. Politischer. Denn das wussten wir: Alles ist politisch. Auch das Private. Alles. Es waren auch einige Ältere da. Keine Spießer, eher Gammlertypen. Mit langen Haaren und wilden Klamotten. Zottelmäntel aus Afghanistan, die komisch rochen. Die müffelten. Eigentlich stanken sie. Nach Ziegenstall. Aber sie sahen toll aus. Ich hätte auch gerne so einen Afghanen-Zottel gehabt. Manche haben versucht, den Geruch mit einem anderen Geruch zu übertönen. Ich fand, dass der auch muffig roch, stank. Und ich dachte eine Weile, das wäre der Originalgeruch der Afghanenmäntel, aber es war ein

Parfum, hatte mir mal ein Mädchen erklärt. *Patchouli*. Den Geruch bekam man jetzt überall in die Nase. Irgendwas Indisches. Oder sie trugen amerikanische Armee-Parkas mit riesigen Friedensrunen hinten drauf und so was. Einer von denen, die da auch immer rumliefen, war ein kleiner, lustiger Typ mit langen Haaren, der toll zeichnen konnte. Er zeichnete kleine Bildchen und Comics für die Flugblätter der IDK. In ein Fenster von seinem alten VW-Käfer hatte er eine Zeichnung gehängt: Lustige langhaarige Gammlerfiguren, die ein Gewehr zerbrechen.

– Ich will abhauen. Halte es nicht mehr aus. Hatte ich mal gesagt. Zu den älteren Gammlern. Hamburg. Vielleicht Holland. Ob sie was wüssten? Wo ich hin könnte? Wo ich eine Weile bleiben könnte? Sie hatten mir diese Adresse aufgeschrieben: Hamburg, Von-Melle-Park 6.

– Da ist im Keller der SDS. Da sagst du einfach, dass du aus München kommst, und einen schönen Gruß von mir. Da kannst du im Keller schlafen ... das geht ganz bestimmt. Machen die. Sind ganz in Ordnung da.

Sie haben mir noch eine Adresse in Amsterdam auf den Zettel geschrieben: Und wen ich von wem grüßen sollte. Die Holländer hießen Zol und Geert und Scheel. Grüße von Christa, Stefan und Rolf.

Aber jetzt waren wir erstmal in Hamburg. Wir fanden die Adresse, so wie die Münchner sie beschrieben hatten: Ein großer Parkplatz vor dem Uni-gelände. Eine Toreinfahrt. Rechts eine Kellertreppe runter. Muffig. Kühl. Beton.

Ein winziger Raum, zugenebelt mit Zigarettenqualm und abgestandenem Bierdunst. Und jede Menge Leute wieselten herum. Redeten, rauchten, liefen durcheinander. Sortierten riesige Stapel Flugblätter. Andere saßen auf abgeranzten Sperrmüllmöbeln, debattierten energisch, schrieben. Etwas ganz Wichtiges schien gerade im Gange zu sein. Beim Hamburger SDS. Und jetzt kamen wir dazwischen. Zwei kleine Schüler aus München. Ich schämte mich ein bisschen, dass wir noch so jung waren. Und dass Riemschneider obendrein so verdammt brav und bürgerlich aussah.

– Wir sind aus München. Schüler von der *USG, Unabhängige Schülergemeinschaft*, kennt ihr die? Gehört zum *Aktionszentrum Unabhängiger und Sozialistischer Schüler. AUSS*. Wir sind abgehauen. Können wir hier pennen?

Ich fragte die Frau mit den wilden, langen schwarzen Haaren an der Flug-

blattabzugsmaschine. Es roch nach Spiritus und Afghanenmänteln. Nach *Patchouli*. Und Zigaretten. *Roth-Händle*.

Das Mädchen mit den langen Haaren trug staubige Bluejeans und ein schlabberiges, olivgrünes US-Armeehemd. Und um den Hals, an einem dünnen Lederband, baumelte ein untertassengroßes Kriegsgegnerzeichen aus Messing. Sah toll aus. Das hätte ich auch gerne gehabt.

– Können wir bei euch pennen?

– Genossen, könnt ihr mal kurz zuhören. Die beiden sind Schüler-Genossen aus München, abgehauen. Können die hier pennen?

Niemand schien etwas dagegen zu haben. Abgehauen. Und Genossen. Das reichte als Legitimation.

– Wenn sie uns bei den Aktionen unterstützen. In den nächsten Tagen, sagte einer ... da können wir jeden einzelnen Genossen brauchen!

– *Ich suche doch nur nach einer vernünftigen Erklärung für euer Verhalten. Oder wolltet ihr einfach nur rumgammeln? Oder protestieren? Was wolltet ihr?*

Die meisten von den SDS-Typen waren irgendwann nach Hause gegangen. Ein paar blieben über Nacht, schliefen hier. Saßen noch ein bisschen rum auf den alten Sofas und Sesseln, rauchten, tranken Bier, redeten. In einem kleinen Nebenraum stand ein Kasten Bier.

– Da könnt ihr euch 'ne Flasche rausnehmen, wenn ihr wollt. Spendenbüchse steht daneben!

Ich saß neben Riemschneider auf dem ramponierten Sofa, aus dem an einigen Stellen die Holzwolle quoll. *Inkreisch* war das Wort meiner Mutter dafür. Aber ich wollte jetzt nicht an meine Mutter denken. Bloß das nicht. Wir rauchten, *Schwarzer Krauser*, tranken Bier, *Astra Urtyp*, redeten. Unsere Schultaschen kamen uns albern vor. Wir waren hundemüde.

Am Morgen fühlten wir uns dreckig. Und müde. Immer noch. Wir hatten kaum geschlafen. Es war zu unbequem zu zweit auf dem schmalen Sofa. Die anderen Schlafplätze waren belegt. Ein weiteres Sofa, eine alte Matratze.

Und es gab noch den *Bunker*: Den Schlafplatz der *Privilegierten*. Derer, die hier schon länger wohnten, die sich vielleicht ein Vorrecht erarbeitet hatten durch Flugblätterverteilen, Parolen malen ... oder einfach nur, weil sie von Jan bevorzugt wurden. Jan, der Bunkerchef, der eigentliche Bunkerbewohner, der hier offenbar das Sagen hatte, entschied, welche zwei Leute noch mit zu ihm in den Bunker durften. In ein kleines abgeteiltes Kabuff unter der Treppe, wo drei Matratzen über Eck lagen, wo man besser schlafen konnte, weil es dort wärmer war. Hier hatte Jan auch seine Klamotten. Und einen kleinen Plattenspieler. Ein paar Schallplatten. Jan schien das ganze Jahr im Bunker zu hausen. Permanenter Bewohner. Er hatte sich eingerichtet.

Ich hatte schlecht geschlafen, hatte gefroren in der Nacht. Fühlte mich elend. Aber vor Riemschneider wollte ich mir nichts anmerken lassen. Auch sonst nicht. Ich hatte das Ding ausgeheckt, geplant. Wir machen das jetzt weiter. Mussten weitermachen. Hatten keine Wahl. Es war kühl, die Sonne wärmte noch nicht.

– *Gib mir doch mal eine Erklärung, dass ich es vielleicht auch verstehen kann. Wolltet ihr in Hamburg die große Weltrevolution vorantreiben? Gegen eure Eltern? Gegen die Lehrer? Gegen all die, die ich euch in so schrecklicher Knechtschaft halten?*

In meinem Kopf summite es:

Reinen Tisch macht mit dem Bedränger, Heer der Sklaven wache auf. Ein Nichts zu sein tragt es nicht länger, alles zu werden strömt zuhauf ... Völker hört die Signale!

Am Morgen kamen die SDS-Genossen zurück. Als ob es keine Unterbrechung gegeben hätte, wurde sofort weiter debattiert: Aktionen geplant, Listen aufgestellt, Flugblätter gedruckt. Auch die Frau mit den langen Haaren und dem Atomgegnersymbol war wieder da.

– Wenn ihr da rüber geht, über den Parkplatz, sagte sie, gleich auf der anderen Straßenseite ist ein kleines Café, so ein Imbiss, da könnt ihr euch aufs Klo schleichen, und euch waschen, wenn ihr wollt.

Im SDS-Keller gab es weder Toilette noch Wasser.

Später sagte sie:

– Kommt mit, wir fahren in die Schulen, Agitation machen, das ist doch was für euch, da könnt ihr uns helfen.

Mit einigen Genossen und mit wehenden Haaren saßen wir auf der offenen Ladefläche eines Lastwagens und fuhren durch Hamburg. Auf dem Weg zu irgendwelchen Gymnasien, die Genossen hatten einen genauen Zeitplan ausgearbeitet: Erste Pause hier, zweite Pause dort. Und welche Schulen wann Schluss hatten, auch davon gab es einen Plan. Wir fuhren auf die Schulhöfe, sprangen von der Ladefläche, verteilten Flugblätter: *Verhindert die Notstandsgesetze!*

Und dass das auch die Schüler angehe: Dieser Versuch der Bundesregierung, die Demokratie außer Kraft zu setzen.

– Die Notstandsgesetze sind so etwas ähnliches wie die Ermächtigungsgesetze der Nazis. Sagten sie.

Den meisten Schülern gefiel die Aktion, endlich was los, in der Schule, auf dem Schulhof, in der Pause. Und sie solidarisierten sich mit uns. Ich dachte an die Geschichten, die ich gehört hatte, von langhaarigen Gammlern am Münchner Monopteros im Englischen Garten, die erzählt hatten, dass viele von den Gymnasiastinnen total auf Gammler stünden. Langhaarige Typen. Und dass diese Mädchen ihnen immer die Pausenbrote schenkten. Und dass sie nach der Schule mit ihnen rumknutschten im Englischen Garten.

In Hamburg boten uns keine Mädchen Pausenbrote an. Oder wollten mit uns knutschen. Ich hatte Hunger. Fühlte mich verlassen. Ich dachte an Lina, die ja auch Hamburgerin war, und die mir besser gefallen hatte als die meisten Mädchen in München. Warum hatte ich Lina eigentlich noch nicht angerufen? Warum hatte ich das nicht als erstes getan?

Die SDS-Genossin trötete in ihr Megaphon.

– Wir dürfen den Abbau der demokratischen Grundrechte nicht zulassen! Schließt euch an! Schließt euch unseren Protesten und Aktionen an!

Wir fuhren von Schule zu Schule. Mit unseren Plakaten, Parolen und Me-

gaphonen. Und unserem glühenden Eifer. Bei Riemschneider war ich mir nicht so sicher. Er glühte weniger.

Manche Schuldirektoren riefen die Polizei. Doch wir waren weg, bevor sie uns schnappen konnten. Das wiederum fand Riemschneider lustig, aufregend, verwegen. Da glühte er dann auch ein bisschen mit.

– Haha, die Bullen ...

Da benutzte er den Ausdruck: Die Bullen. Was eigentlich nicht zu ihm passte.

Auch nachts im Keller, wenn die meisten Genossen schon wieder weg waren, und plötzlich einer eine Idee hatte:

– Kommt, wir machen noch eine schnelle Aktion. Auf dem Campus.

Ich hörte das Wort zum ersten Mal: Campus. Was ist das?

– Wir malen was aufs Audimax. Habt ihr Lust?

Audimax, das Wort kannte ich. Aus München. Von der Uni. Das war so was wie die Aula der Studenten. Audimax.

Dann sind wir los, mitten in der Nacht, mit Farbeimern und Pinseln. Kleister und Plakaten. Die ganze Front vom Audimax haben wir voll gepinselt. Oder zugekleistert:

Widerstand gegen die Notstandsgesetze!

Oder Plakate an die Staatsbibliothek geklebt:

Treibt Bonn den Notstand aus!

Und immer, wenn die Polizei kam, waren wir schon weg. Immer waren wir schneller. Die Polizei schien ziemlich dämlich zu sein. Manchmal, wenn die Polizei weg war, sind wir wieder los. Noch 'ne Runde.

– Ist wie bei Mao, sagte einer. Taktik des Guerillakrieges: Ist der Feind stark, ziehen wir uns zurück. Zieht sich der Feind zurück, schlagen wir zu! Also sind wir noch mal los. Mit Farbeimern, Pinseln, Plakaten. Fühlten uns revolutionär.

Wir hätten sowieso nicht schlafen können, im Keller, weil es so kalt war. Da tat uns ein bisschen Bewegung ganz gut. Ein bisschen Aufregung. Action.

Trotzdem fühlten wir uns Tag für Tag dreckiger, hungriger, müder, verlorener, und hätten gerne mal wieder eine Badewanne gesehen.

Wir verteilten Flugblätter auf der großen Fußgängerbrücke hinterm Dammtorbahnhof. Einige Passanten sahen uns feindselig an: Gammelpack! Lasst euch mal die Haare schneiden! Hitler hätte mit euch kurzen Prozess gemacht! Da gab es solche Dreckstypen wie euch nicht! Da wärt ihr alle vergast worden! Sollte man heute auch wieder machen mit euch, ins KZ mit euch und vergasen! Was wollt ihr eigentlich? Kommunistenpack!

Waren wir Kommunisten? Riemschneider bestimmt nicht. Der sagte immer, er verstehe sich eher als Künstler. Da sei man Individualist. Und unabhängig von der Politik. Und dass das doch sowieso nicht zusammengehe mit dem Kommunismus. Freiheit ja, aber Kommunismus?

– Na, dees is a Schmarrn!

Wenn Riemschneider in Rage geriet, verstärkte sich sein bairischer Tonfall, der sonst eher dezent war.

– Schau dir das doch an, was die da machen: In Russland und in der DDR, das ist doch Scheiße, oder?

– Ja, schon, weil das da kein richtiger Kommunismus ist, diese bürokratisch spießige Scheiße da, das ist kein Kommunismus. Aber sonst, sonst ist der Kommunismus doch gar nicht schlecht. Wir sind gegen die alten Nazis. Und diese Typen, die uns am liebsten ins KZ schickten oder vergasen würden, die hast du doch genauso dick. Wir sind gegen den Kapitalismus. Gegen Ausbeutung. Gegen Kriege. Für Freiheit. Jeder soll sich entfalten können nach seinen Fähigkeiten. Und seinen Bedürfnissen. Alle sollen die gleichen Chancen haben. Bildung für alle. Freie Schulen, wo die Schüler selber bestimmen, was sie lernen. Und nicht diese autoritären Lehrerarschlöcher, wie wir sie haben. Schau dir die doch an, diese ganzen alten Nazis. Typen, wie den Sittl, unseren Lateinlehrer. Wie der uns immer anschreit, dieses ganze faschistisch autoritäre Gehabe. Und dass uns *unsere Väter durchwalken sollten, mit der Hundspeitschn, dreimal täglich ...* und dass *die ganze Klasse ein Spucknapf* sei ... und dass er uns *die Fünfer und Sechser nur so ins Kreuz reinhauen* werde, er *uns einheizen* werde, *bis uns das Arschwasser kocht*. Und die *Hasenbergler* aus dem Neubaugebiet, aus

der Arbeitersiedlung ... dass die *Hasenbergler* nichts auf dem Gymnasium verloren hätten, dass die sowieso dauernd sitzenblieben ... du kennst doch die Sprüche vom Sittl: *Aha, wieder ein Hasenbergler, kenn ich schon – zur einen Tür fliegens naus und zur andern kommens wieder nei ...*

Riemschneider lachte.

– Diese Typen wie der Sittl, die auf alten Fotos in der Schulchronik noch mit Parteiabzeichen der NSDAP zu sehen sind. Solche Typen werden auf uns Schüler losgelassen, die wollen uns was erzählen, von Anstand und Moral? Diese Nazi-Arschgeigen? Wer soll DIE denn ernst nehmen?

Riemschneider zuckte mit den Schultern:

– Hast ja recht, aber das ist doch noch kein Grund, gleich den Kommunismus hochleben zu lassen!

– Nein? Warum gab's denn die Nazis? Warum gab's den Zweiten Weltkrieg? Warum gibt's überhaupt Kriege? Vietnam? Schau dir das doch mal an. Nur weil da ganz handfeste wirtschaftliche Interessen dahinter stehen. Das Großkapital. Die Rüstungsindustrie. Krupp und Thyssen. Und die Deutsche Bank. Die haben doch die Nazis erst an die Macht gebracht. Und heute sind sie alle wieder da: Die Verbrecher von gestern. In Amt und Würden. Bei Polizei, Justiz. In den oberen Etagen großer Wirtschaftsunternehmen. In den Schulen. Schau dir doch die meisten unserer Lehrer an. Diese ganzen alten Nazis. Die Kommunisten haben immer gegen die gekämpft. Damals und heute. Die haben sich dafür einsperren lassen. Für ihre Überzeugung. Der Kommunismus bedeutet Freiheit und das Ende aller Kriege. Solidarität und Brüderlichkeit.

Riemschneider lachte:

– Das glaubst auch nur du! Und Stalin? Was ist mit dem? Der große Kommunist? War der kein Verbrecher? Der war doch mindestens so schlimm wie Hitler, was sagst du zu dem? Stalin, einer der größten Verbrecher der Geschichte ...

– Ach, Stalin, du redest schon daher wie mein Vater ... Stalin war eben auch kein richtiger Kommunist ...

– So? Was war der dann?

– Der hat den Kommunismus für seine eigenen Zwecke nur ausgenutzt, so weit darf es eben gar nicht kommen, da ist was schiefgelaufen ... das muss man eben verhindern!

- Und wie willst du das verhindern?
 - Na irgendwie mit so 'ner Räterepublik oder so was ... wo gar nicht erst ein Einzelner in so eine Machtposition kommen kann.
 - Räterepublik?
 - Ja, Räterepublik, brauchst du gar nicht so blöd zu gucken ... Räterepublik, wo die Räte frei gewählt werden von allen, von unten nach oben.
 - Dass ich nicht lache: Kommunismus! Räterepublik! Von unten nach oben! Papperlapapp! Euch werd ich die Fünfer und Sechser ins Kreuz neihaun, dass euch das Arschwasser kocht!
- Riemschneider konnte den Sittl perfekt nachmachen.

Wir schauten uns an. Einen kurzen Augenblick. Dann lachten wir. Am Ende der Fußgängerbrücke stand auch ein Flugblattverteiler. Wie wir. Ich sprach ihn an. Alle Flugblattverteiler sind Brüder. Dachte ich, und dachte auch gleich noch dazu, dass das ein ziemlich pathetischer Scheiß-Gedanke ist. Alle Langhaarigen sind Brüder. Alle Jeans- und Parkaträger. Alle Stones-Fans. Dabei hatte der gar keine langen Haare, sah eher normal aus, fast bürgerlich-spießig. Bis auf einen dichten schwarzen Schnauzbart.

- Verteilst du dieselben Flugblätter wie wir?
- Ja, SDS. Gegen die Notstandsgesetze. Darauf konzentriert sich jetzt alles. Die ganze Kampagne. Dafür müssen wir gemeinsam kämpfen! Beziehungsweise dagegen. Gegen die Notstandsgesetze!

Wir kamen ins Gespräch. Er war Student. Soziologie. Politologie. Und beim SDS.

Unsere Geschichte schien ihm zu gefallen: Schüler, abgehauen aus München. Und ja, jetzt hier in Hamburg, Helfer bei der Agitation. Gegen die Notstandsgesetze, Helfer des SDS, Unterstützer der Kampagne. Das fand er gut, das gefiel ihm. Die jungen Gymnasiasten, denen angesichts ihrer angespannten individuellen Situation in Elternhaus und Schule die gesellschaftlichen Verhältnisse bewusst geworden waren. Und die sich deshalb dem Kampf angeschlossen hatten. Von der individuellen Notlage zur Erkenntnis des gesellschaftlichen Ganzen. Vom Privaten zum Politischen. Vom passiven Erdulden zur aktiven Aktion. Das gefiel ihm. Er murmelte seine Theorien vor sich hin, eher wie ein Selbstgespräch, wie zur Bestätigung, zur Selbstvergewisserung. Dass er die politische Theorie voll drauf hatte.

Wir erzählten ihm vom SDS-Keller. Von den kalten Nächten. Und dass wir auf der Suche seien, nach etwas anderem. Wo wir schlafen könnten. Jan, der Bunkermann, ließ uns zwar inzwischen bei sich im Bunker schlafen, aber so richtig toll ist es da auf die Dauer auch nicht. Es ist zwar wärmer im Bunker, aber es stinkt dort nach alten Socken und Schweißfüßen. Und einer Mischung aus irgendwelchen anderen undefinierbaren Dingen. Abgestandenes Bier, Nikotin, Leberwurst und Sperma oder sowas.

Es mag kleinbürgerlich klingen, aber auf die Dauer sei das nicht so schön, erzählten wir dem Flugblattverteiler mit dem Schnauzbart. Auch dass es kein fließendes Wasser gibt, wir uns nicht waschen könnten, und überhaupt. Und ein bisschen Hunger hätten wir auch schon wieder. Ob er nicht was wüsste?

Er kaufte uns belegte Brötchen. Eine Tafel Schokolade. Eine Tüte Kakao. Und er wolle mal fragen bei seinen Mitbewohnern, sagte er. Wegen Übernachten und so. Er schrieb uns seine Adresse und Telefonnummer auf. Achim Teschner, Moorfleeter Deich – weiß der Himmel, wo das ist. Heute noch, am späten Nachmittag oder gegen Abend werde er wieder hier sein, versprach er, an der Fußgängerbrücke Dammtorbahnhof. Dort würde er dann noch mal Flugblätter verteilen. Wenn die Leute von der Arbeit kommen. Bis dahin hätte er vielleicht auch die anderen gefragt. Und wir könnten ja schon mal unsere Klamotten mitbringen. Für alle Fälle.

– Jetzt sprich endlich, wenn ich mit dir rede. Wolltet ihr eure Revolution in Hamburg anfangen? Oder was wolltet ihr? Seid ihr auch diesen Irren auf den Leim gegangen? Diesen Marcuses, Horkheimers, Adornos? Oder wie die heißen. Diese Bekloppten, die ihren marxistischen Quark unseren Studenten in die Köpfe gesetzt haben?

Achim Teschner war eine seltsame Type. Ein bisschen steif und uncool. Anders als die anderen SDS-Typen, die wir kennengelernt hatten. Die eher lässig waren. Langhaarig und mit wilderen Klamotten. Oder die Dunkelhaarige mit dem Friedenszeichen aus Messing. Aber bei Achim Teschner hatte man auch das Gefühl, auf ihn könnte man sich möglicherweise mehr verlassen als auf die anderen Typen.

– Der ist fast ein bisschen bürgerlich, oder? Wie der aussieht. Und wie der so drauf ist ... fast spießig, oder?

– Unsinn! Deine idiotischen Kategorien, sagte Riemschneider: Bürger-

lich, unbürgerlich ... spießig. Im Grunde genommen bist du doch genauso bürgerlich wie der, oder? Und sehnst dich nach einer Badewanne. Ist das auch bürgerlich?

– Meinst du, der kommt wieder heute Nachmittag, wie er gesagt hat? Meinst du, der fragt wirklich seine Mitbewohner?

– *Warum sagst du nichts? Warum antwortest du mir nicht? Ich suche doch nur nach einer Erklärung für dein Verhalten. Jetzt rede endlich. Ich verstehe es wirklich nicht. Oder wolltest du tatsächlich nur zu deiner Freundin? Dieser Freundin da in Hamburg. Das wäre doch wirklich lächerlich. Durchzubrennen wegen dieser Zumpe ...*

Dieses Wort, typisches Vater-Wort. Von Frauen und Mädchen sprach er oft als *Zumpen*. Verächtlich.

– *Wo hamse denn die Zumpe hergeholt?*

So kommentierte er jede neue Ansagerin im Fernsehen.

Fernsehen hatten wir erst seit zwei Jahren. Alle Ansagerinnen waren *Zumpen* für meinen Vater. Oder direkt aus dem Puff geholt. Jede Frau war meinem Vater verdächtig.

Wo hammse die denn hergeholt?

Mein Vater hatte eine Frauenmacke. Und deswegen habe er nach dem Krieg keiner Frau mehr die Hand gegeben. Hatte meine Mutter mal erzählt. Es gab da irgendeine Geschichte, die nicht erzählt wurde. Irgendeine Frauengeschichte meines Vaters, als er aus französischer Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war. Darüber wurde nie gesprochen. Nicht über die Zeit unmittelbar nach dem Krieg. Und schon gar nicht über den Krieg selbst.

Ich erzählte Riemschneider von Lina. Meine Hamburger Freundin. Und dass ich sie über Bruno kennengelernt hatte, meinen Hamburger Cousin. Im letzten Sommer, vor nicht ganz einem Jahr. Und wie sauer Bruno damals auf mich war, weil ich ihm Lina ausgespannt hätte. Angeblich. Dabei war er selber Schuld. Schließlich hatte er sie mir doof angeberisch als eine seiner *Nebenfrauen* angekündigt.

– Stell dir das mal vor: Nebenfrau hat er gesagt. Dieser Aufschneider, dieser Affe. Da muss er sich doch nicht wundern, wenn ich sie als Hauptfrau will, nachdem sie mir gefallen hatte. Nachdem es mächtig geknallt hatte zwischen uns. Damals auf dem Dom, dem großen Hamburger Rummelplatz. Zwischen Autoscooter und gebrannten Mandeln. Wo ich sie zum

ersten Mal geküsst habe. Und sie mich. Wir uns. Du wirst sie kennenlernen, Riemschneider. Ich werde sie anrufen. Könnte sein, dass sie jetzt gerade von der Schule zurück ist. Ich ruf sie an.

Ich sah auf die Uhr.

– Ja, könnte sein. Komm mit. Auf der anderen Seite vom Bahnhof sind Telefonzellen.

Es war heiß und stickig in der Telefonzelle, deren Tür schwer aufging. Klemmte. Warum klemmten diese Telefonzellentüren eigentlich immer? Innen hatte sich von der Sonne die Hitze gestaut. Es roch nach kaltem Nikotin, abgestandenem Alkohol, altem Papier, angekokeltem Plastik und Urin. Bahnhofstelefonzellengeruch. Der Boden war übersät mit ausgetretenen Kippen. Mit und ohne Filter. Und in einer Ecke stand eine leere Bierflasche.

– Ach Mist, ich hab mein Notizbuch mit der Nummer in der Schultasche. Die ist im SDS-Keller. Ich muss im Telefonbuch nachschauen. Hoffentlich ist sie da drin.

– Ich warte draußen, sagte Riemschneider. Ist mir zu stickig, zu stinkig, zu heiß hier drin. Ich warte da drüben.

Riemschneider setzte sich auf eine Bank in der Grünanlage gegenüber. Komisches Gefühl, dachte ich, da sitzt mein Freund Riemschneider aus München jetzt hier, mitten in Hamburg, auf einer Parkbank in einer Grünanlage. Und passt hier eigentlich gar nicht hin. Der Münchner unter den Hanseaten. Bayer unter Preußen. Der Gymnasiast unter dem Laufvolk. Bahnhofsvolk. Und ich? Was machen wir hier überhaupt? Plötzlich kam mir alles absurd vor. Und Riemschneider wie ein Fremdkörper. Auf der Parkbank da drüben, wo er ratlos in die Gegend schaute.

In München war gerade die Schule aus. Und die anderen standen jetzt vielleicht schon im *Tchibo* auf der Leopoldstraße. Tranken Kaffee für zwanzig Pfennig die Tasse, und rauchten *Roth-Händle*. Oder *Schwarzen Krauser*. Und debattierten über die Lage. Zu Hause. Und in der Schule. Die Lehrer. Die Eltern. Und die Lage in der Welt. Draußen. Vietnamkrieg, Notstandsgesetze. Und vielleicht würde der alte Stalingradkämpfer, mit den wirren weißen Haaren und dem abgeschabten Wollmantel mit dem groben Muster, gerade wieder durchs *Tchibo* brüllen, schreien von Schweinen und alten Arschlöchern und dieser Drecksbande – er brüllte etwas von Kessel

und Kälte, Eiseskälte, Schnee und Eis und Eingeschlossen und Frieren und Hunger und Beschuss und Kanonenfutter und Verletzten, Schwerverletzten. Und Toten und Toten und Toten. Er schrie und brüllte durch den kleinen Kaffeeladen bis ihm – wie üblich – eine der weißbekittelten Tchibo-Frauen die Hand auf den Arm legte:

– Jetzat kemmas, rengs eahna doch ned a so auf. Dees is ned guat für eana Blutdruck. Dees ko ned guad sei für eana Heaz. Und dees iss doch ois ned wert, oda? Iss doch a scho lang vorbei ... der Kriag.

Bis der alte Stalingradkämpfer sich wieder beruhigte.

– Ja, ja, sagte er dann ganz leise, interessiert ja sowieso niemand mehr.

Zum Kaffee trank der Stalingradkämpfer, der sich gerade hatte beruhigen lassen, einen klaren Schluck aus dem Flachmann aus der Manteltasche, und steckte sich eine *Roth-Händle* an.

Josef wäre jetzt sicher auch im *Tchibo*, um die Mittagszeit, Josef, der elegante Architekt, der zwischen all den Studenten und Langhaarigen und dem gezausten Stalingradkämpfer geradezu exotisch wirkte. Mit seinem keck nach oben gewirbelten schwarz glänzenden Schnurrbart und seinen auffällig gepflegten kurzen Haaren. Und immer kam er im gut sitzenden schwarzen Anzug über einem blütenweißen, scharf gebügelten Hemd, und mit einer dunkelroten Fliege, die an jedem anderen albern gewirkt hätte. Aber das war eben Josef, der Architekt, der auffallend nach einem exotischen, herbsüßen Rasierwasser roch, der aber trotzdem dazugehörte. Mit seinen eleganten, weichen Handbewegungen, seiner gezierten Art, die Zigarette zu halten und seinen ganzen verrückten, aber niemals langweiligen Ideen – zu Politik, Kunst und Architektur. Neulich erst hatte Josef mir erzählt, dass er an der Idee arbeite, ein Computerprogramm zu entwickeln, mit dem sich außergewöhnliche Architekturzeichnungen und Pläne in Töne umsetzen ließen, wo Bilder und Architektur zu Musik würden, außerordentlicher Musik.

– Eines Tages wird man das machen können, sagte Josef. Ich arbeite dran. Ich entwickle das. Eines Tages ...

Er arbeitete auch immer daran, die besonders hübschen Jungen unter den Gymnasiasten zu sich nach Hause einzuladen. Irgendwo in Bogenhausen. Ich hab mich nie darauf eingelassen. Aber Kolling und Körbel aus Riem-schneiders Klasse waren schon öfter bei ihm zum Kaffee. Jetzt wären sie

sicher alle gerade im Tchibo: Kolling, Körbel, Josef, der alte Stalingradkämpfer und die anderen. Während wir hier in Hamburg rumhingen.

Riemschneider saß dort drüben auf der Bank und schaute so vor sich hin. Vielleicht dachte er auch gerade an München: An die Schule, ans *Tchibo*, an den Stalingradkämpfer, den bairischen Dialekt. Er schien nicht so recht zu wissen, was das eigentlich alles sollte, jetzt hier: Hamburg.

Ich wusste es auch nicht, stand in der Telefonzelle, drehte den grauen Plastikordner mit dem kopfunter baumelnden Telefonbuch um dessen Mittelachse, klappte es hoch und auf, blätterte durch die dünnen Seiten, seidiges und zugleich raues, fettiges Papier, fuhr mit dem Zeigefinger die Namen und Adressen entlang, wo vereinzelte Buchstaben und Ziffern in Brandlöchern verschwunden waren. Einzelne Seiten waren zerrissen, einige ganz herausgerissen. Ich spürte Schweißperlen auf der Stirn.

Da war die Nummer. Die Nummer von Linas Eltern. Wie eine Bestätigung ihrer Existenz. Dass Lina noch da war. Hier in Hamburg.

Ich nahm den Hörer ab, die linke Hand feucht am grauen Kunststoff, warf zwei Zehnpfennigstücke oben in den Schlitz des *Münzfernsprechers*, amüsierte mich über das Wort: *Münzfernsprecher*, das da geschrieben stand, hörte und beobachtete, wie die Geldstücke den Schacht hinter dem Plexiglas von links oben nach rechts unten runterrollten, schräg, und mit leisem Klicken hör- und sichtbar im Sichtschlitz stehen blieben. Jetzt die Nummer. Die Wählscheibe war klebrig. Was wäre, wenn Linas Vater am Telefon wäre? Unwahrscheinlich. Er ist bei der Arbeit um diese Zeit. Ich hatte vergessen, was er arbeitet. Arbeiter? Richtiger Arbeiter. Vielleicht im Hafen. Nein, wohl eher kleiner Angestellter. Vielleicht im Hafen. Ich wusste es nicht mehr. Egal.

Jedenfalls erinnerte ich mich an seine Arbeitermütze, typische Arbeiterschirmmütze, die er immer trug, Hafentarbeitermütze, und die altmodische, braune Lederaktentasche mit der Thermosflasche, mit der er immer von der Arbeit nach Hause kam. Das hatte ich ein paar Mal gesehen.

Und was, wenn Linas Mutter das Telefon abnimmt? Was wahrscheinlicher wäre, sie hatte ihre Werkstatt zu Hause in der Wohnung, als Schneiderin und Kostümbildnerin.

Freizeichen. Es dauerte einen nervösen Moment, dann klickte es. Ich hörte eine weibliche Stimme:

– Reimann ...

Linus Mutter.

Ich musste mich räuspern.

– Äähm, guten Tag Frau Reimann. Äähm, hier ist Petty, erinnern Sie sich noch an mich? Ich wollte mal fragen, ob, äähm, ob Lina da ist?

Es fiel mir schwer zu reden. Ich schwitzte.

Kurze Pause am anderen Ende, die mir wie eine Ewigkeit vorkam. Musste ich noch etwas sagen, um die Pause nicht peinlich werden zu lassen? Immer fühlte ich diesen komischen Zwang, etwas sagen zu müssen, wenn mein Gegenüber nichts sagte. Dass das Schweigen nicht zu lang würde. Aber da sagte Frau Reimann etwas in die Ewigkeit hinein:

– Ach ja, Petty, natürlich erinnere ich mich an dich. Das ist ja nett, dass du mal anrufst. Rufst du von München aus an? Ist das nicht viel zu teuer? Ein Ferngespräch, tagsüber? Wie geht es dir?

– Tja, äähm, ganz gut. Ist Lina zu Hause?

– Du hast Glück. Sie ist gerade von der Schule gekommen. Moment, ich geb sie dir.

Ich hörte die Mutter durch die Wohnung rufen:

– Linaaa, Telefoon! Komm schnell: Ferngespräch!

Ich hörte Lina durch den Flur gehen.

– Wer ist dran?, fragte sie die Mutter. Zischelnd flüsternd, bevor sie den Hörer nahm. Es klapperte.

– Lass dich überraschen, hörte ich die Mutter zurückflüstern.

– Ja? Hier ist Lina ...

Da ist sie: Lina. Ich wusste in dem Moment nicht, was ich sagen sollte. Wieder musste ich schlucken.

– Lina? Hallo, hier ist ... hier ist Petty.

Pause. Pause am anderen Ende, Pause an beiden Enden, die mir endlos vorkam, wieder wie eine Ewigkeit erschien. Freute sie sich nicht, mich zu hören? Hatte Lina mich vergessen seit unserem letzten Briefwechsel? Es war eine Weile her. Und jetzt eine Weile Stille. Musste ich etwas sagen, um die tote Pause zu beleben?

– Mensch, Petty, du bist es? Mit dir hätte ich ja nun gar nicht gerechnet. So mittendrin. Ich freue mich, dich zu hören.

Sie schien sich tatsächlich zu freuen.

– Habt ihr schon Ferien? Wo bist du? Rufst du aus München an? So mitten am Tag? Ist das nicht zu teuer?

– Nein, ich ruf von 'ner Zelle an. Hier in Hamburg. Dammtorbahnhof. Können wir uns sehen? Dann erklär ich dir alles. Kannst du kommen? Wir sind abgehauen. Ich hab noch 'n Freund dabei: Riemschneider. Wir könnten hier gegenüber vom Bahnhof in dem kleinen Park auf dich warten. Da ist 'ne Bank gleich bei den Telefonzellen. Kannst du kommen?

Lina sagte, dass sie vorbeikommt, und dass sie sich freut. Dass sie aber mindestens eine Stunde braucht für den Weg, wahrscheinlich länger, weil ihre Mutter ihr gerade noch was zu Essen hingestellt hat. Eine Stunde mindestens. Ist das in Ordnung?

– Ach, wo du gerade vom Essen redest, könntest du uns vielleicht ein bisschen was zum Essen mitbringen? Nur ein bisschen was. Wir haben kaum noch Geld, und schon wieder Hunger.

Lina lachte ins Telefon.

– Dann bis später.

– Na endlich, sagte Riemschneider. Und, was ist jetzt?

– Sie kommt her. Kann aber ein bisschen dauern. Sie hat einen ziemlich weiten Weg. Eine Stunde vielleicht.

Riemschneider verdrehte die Augen.

– Und? Was machen wir in der Zwischenzeit? Eine Stunde, eine Stunde. Vielleicht noch mehr? Was machen wir da?

– Warten, was sonst? Wir warten auf sie. Wir haben doch eh nichts zu tun. Riemschneider gestikulierte mit den Armen, dass ihm die Asche seiner Zigarette auf die Armeejacke und in die Haare wehte.

– Warten, warten, immer nur warten, und sonst nichts. Und dann warten wir auch nur auf diese Lina. Und was hab ich damit zu tun? Warum warte ich überhaupt? Worauf warte ich? Du kannst dich auf dein Rendezvous freuen. Aber ich? Worauf warte ich? Worauf freue ich mich? Ich sitze blöde rum. Und warte. Auf was? Auf Nichts. Dass deine Freundin kommt?

Riemschneider ging mir auf die Nerven.

Etwas ungehalten zog er sein kleines Skizzenbuch aus der Seitentasche seiner Armeejacke, fischte einen Drehbleistift aus der Brusttasche und begann zu kritzeln.

– Was kritzest du da?

– Ach, lass mich in Ruhe.

Riemschneider kritzelte weiter. Er zeichnete. Ich ließ ihn in Ruhe.

Ich sah mir die Leute an, die vorüber liefen. Jede Menge Leute. Mit Einkaufstaschen. Jede Menge Studenten. Mit Mappen. Jede Menge Schüler. Mit Schultaschen. Und wir saßen hier rum. Jede Menge normale Leute. Arbeiter, Angestellte, Aktentaschen, jede Menge. Und Radfahrer.

Und was waren wir? Waren wir Gammler? Waren wir noch Schüler? Gymnasiasten? Waren wir jugendliche Ausreißer, Abgehauene, Flüchtlinge? Sah man uns das an? Zu Hause waren wir auch noch Radfahrer. Jedenfalls waren wir ziemlich dreckig inzwischen. Aber Scheiß auf die wohlanständige, bürgerliche Sauberkeit. Scheiß drauf. Wir pflegten eine andere Lebensart. Jetzt. Außerhalb. Jetzt sind wir außerhalb. Innerlich redete

ich mich in eine innere Ausrede, eine Rechtfertigung, für unser Denken, unser Handeln, redete mich in einen gewissen Stolz hinein. Außenseiterstolz. Rebellenstolz. Stolz des Unangepassten. Des Andersseins. Langhaarigenstolz. Stolz des Überlegenen. Stolz des über allen Dingen Stehenden ... *Overstolz*.

- Sag mal Riemschneider, gibt's eigentlich noch *Overstolz*?
- Wie kommst du denn jetzt da drauf?
- Nur so.

Riemschneider sah von seinem Zeichenblatt hoch, schaute ins Leere gegenüber:

- *Eckstein, Salem, Juno*. Nil gibt's auch noch.
- *Nil*, die Flachglimmer. Aus gutem Grund ist *Juno* rund.

Wir hatten wieder ein Gesprächsthema.

- *Senoussi, Simon Arzt* ... hat meine Mutter früher geraucht. Und *Zuban*.
- Komische Marken. Exoten-Zigaretten.
- Na, du mit deinen *Lucky Strike* musst gerade reden. Sind die vielleicht nicht exotisch?

Riemschneider war der Einzige, den ich kannte, der sich gelegentlich eine Schachtel *Lucky Strike* kaufte.

- Die sind geröstet. Das schmeckt mir. *It's toasted* ... steht auch auf der Packung.

Ein Mädchen kam auf uns zugelaufen. Mit flatternden, blonden Haaren. Sie kam auf mich zugelaufen. Mit einem wehenden Trenchcoat aus dünnem Stoff. Luftig kam sie auf mich zu, geweht: Lina. Sie fiel mir um den Hals, ohne Zögern. Umarmte mich, drückte mich, zog sich an mich ran. Ohne Zögern hob ich sie hoch, drehte mich um die eigene Achse, wirbelte Lina herum, ließ sie fliegen. Es war eine einzige lange, weiche Bewegung. Von dem Moment an, als wir uns erkannt hatten, bis zu dem Augenblick, in dem ich sie wieder herunterließ, auf ihre Füße, und wir uns küssten. Lang und intensiv.

Lina sah bezaubernd aus. Mit ihren langen blonden Haaren, die sie am Hinterkopf mit einer Silberspange zusammengeklemmt hatte. Und diesem flatternden Trenchcoat, den sie bestimmt selber geschneidert hatte. Sie hatte sich ihre ganze Garderobe selbst genäht. Sicher auch das grüne Kleid mit dem kurzen Glockenrock. Aus einem brokatartigem Stoff. Ich

fand sie irre schön. Immer noch schwer verliebt in Lina. Oder jetzt wieder: Ganz neu und frisch. Ich holte Luft. Sie war so schön.

– Das ist Riemschneider. Wir waren in einer Klasse. Bevor ich hängen geblieben bin, letztes Jahr, weißt du ja, hab ich doch erzählt.

Riemschneider schaute wieder kurz hoch von seiner Zeichnung. Er sah Lina an:

– Ja, selbe Klasse, waren wir. Aber Petty war zu blöd ... da muss er halt noch mal 'ne Ehrenrunde drehen.

Er grinste, versuchte offenbar vor Lina den Coolen zu mimen. Sich ins Licht zu rücken. Der Depp. Ehrenrunde. Dieser Schwachsinnsausdruck. Zum ersten Mal wünschte ich, ich hätte diese Reise, dieses Abenteuer ohne Riemschneider angefangen. Zum ersten Mal war er mir lästig. Jetzt, wo Lina da war.

– Mensch, Riemschneider, damit ist jetzt sowieso Schluss. Spielt doch keine Rolle mehr. Oder willst du freiwillig wieder da hin zurück? Zu den alten Nazi-Lehrern? Zu all denen mit dem großen Knall aus dem letzten Krieg. Die haben doch alle einen Knall.

– Nicht alle.

– Ja, nicht alle. Aber fast alle. Willst du zu denen zurück?

Ich erzählte Lina unsere Geschichte. Im Schnelldurchlauf. Von der Schule, von den Lehrern, Professor Sittl, und unseren Vätern:

– Von meinem hab ich dir ja schon öfter erzählt. Aber Riemschneiders Alter ist fast noch schlimmer. Kann man sich nicht vorstellen, wenn man ihn nicht selbst erlebt hat. Der übertrifft alles. Der ist der absolute Hammer: Kriegsbemackter Zyniker, übler Patriarch, ekelhafter Sadist, alles zusammen und hoch Drei. Riemschneider schien es ein bisschen unangenehm zu sein, wie ich über seinen Vater redete. Vielleicht fand er ihn gerade mal wieder nicht so schlimm.

Ich erzählte Lina von der ersten vagen Idee. Der Planung. Dem morgendlichen Treffen vor dem *Tchibo*. Dem Zweifelzerstreuungsmarsch durch den Englischen Garten. Der Zugfahrt mit den Schultaschen. Dem SDS-Keller. Von-Melle-Park. Dem stinkig stickigen Bunker. Den alten Socken und Schweißfüßen. Und Jan, dem Bunkermann. Dass wir neuerdings im stinkigen Bunker schliefen. Notstandsgesetze. Aktionen. Flugblätter. Und dass es im SDS-Keller kein Klo gibt und keine Waschgelegenheit. Dass wir

dazu in den Imbiss gegenüber müssten. Und zum Zähneputzen. Und dass das auf die Dauer nicht geht. Wenn man sich da immer durchschleichen muss, ohne etwas zu essen oder zu trinken.

– Wir müssen ja ziemlich aufs Geld achten.

Ich erzählte Lina von diesem etwas komischen SDS-Typen, den wir am Vormittag getroffen hatten, da drüben, an der Fußgängerbrücke, Achim Teschner, und der mal fragen wollte in seiner Wohngemeinschaft, ob wir bei ihnen pennen könnten.

– Meinst du, der kommt heute Nachmittag wieder, Riemschneider?

Riemschneider machte eine lässige, wegwerfende Handbewegung, mimte schon wieder den Coolen:

– Was weiß ich. Wir gehen einfach hin und schauen. Ist er da, ist er da. Ist er nicht da, ist er nicht da. Lass uns auf jeden Fall unsere Schultaschen aus dem SDS-Keller holen. Für alle Fälle. Falls es doch klappt. Wenn du mich fragst, wirkte der doch halbwegs normal. Im Gegensatz zu diesen ganzen anderen durchgeknallten SDS-Chaoten.

Jetzt wollte ich auch mal cool sein, und lässig, und überlegen:

– Riemschneider, im Grunde deines Herzens gehörst du vielleicht doch eher zur Spießfraktion, oder? Eigentlich bist du doch ein unverbesserlicher Bourgeois.

Riemschneider sah mich durchdringend an:

– Das muss ausgerechnet das behütete Bürgersöhnchen Clausgünter Rader zu mir sagen. Clausgünter mit C, zusammengeschrieben, und Günter ohne H. So war das doch, oder? Der große Revolutionär. Und Hotelerbe in spe. Bist du doch, oder? Und dass deine Haare länger sind als meine, Clausgünter, macht dich noch lange nicht zum besseren Menschen, oder? Riemschneider wusste, dass ich den Namen Clausgünter nicht ausstehen konnte.

Lina erklärte uns, dass sie so auf die Schnelle auch nicht wüsste, wo wir hin könnten, wo pennen. Die Hamburger Freaks hatten dieses komische Wort: Pofen. Kannten wir nicht in München. Fanden wir lustig.

– Wo ihr pofen könnt.

Niemand von ihren Freunden, Bekannten oder Mitschülern, der ihr einfiel.

– Die wohnen alle noch bei ihren Eltern. Und zu uns könnt ihr auch nicht. Das würden nicht mal meine Eltern zulassen. Dass ihr mit mir und meiner

Schwester in einem Zimmer poft. Und morgens müssten wir zur Schule, und ihr hängt dann bei meiner Mutter rum. Nein, das würden die nicht machen. Bei aller Toleranz und Sympathie. Und wir sind ja auch zu fünft in dieser engen Wohnung. Zweieinhalb Zimmer. Mit meiner Schwester und meinem kleinen Bruder. Aber ihr könnt uns besuchen. Jederzeit. Dann könnt ihr bestimmt auch mal bei uns duschen. Oder baden. Und meine Mutter macht euch was zu essen. Ein paar Eierkuchen, oder so was. Da fällt mir ein, ich hab euch was mitgebracht ...

Aus ihrer großen Umhängetasche zog sie zwei kleine Päckchen, sorgfältig eingewickelt in grau knisterndes Butterbrotpapier, dazu zwei Äpfel und zwei Bananen.

– Hier, Leberwurst und Mortadella, ich hoffe, das mögt ihr. Ist das in Ordnung?

– Das ist nicht nur in Ordnung, das ist ganz prima, Lina. Vielen Dank.

– Ja, das ist toll. Danke.

Fand auch Riemschneider, während er seine Hälfte des Proviantes von Lina entgegennahm.

– Dann machen wir doch gleich mal ein kleines Picknick, oder?

Riemschneider machte eins der Pakete auf und biss in eine große Klappstullenhälfte.

– Hmm, Leberwurst ... sehr gut.

Seine Lebensgeister schienen wieder zu erwachen. Seine Augen leuchteten.

– Kommt mich besuchen in den nächsten Tagen, sagte Lina, von mir aus morgen Nachmittag. Ruft kurz vorher an. Dass ich auch da bin.

Aber jetzt müsse sie los. Weil sie am Nachmittag noch mal in die Schule muss.

– Eine AG. Arbeitsgruppe. Kunst.

Noch einmal umarmte sie mich, noch einmal küssten wir uns. Und sie flatterte davon, in ihrem luftigen Trenchcoat. Und dem kurzen grünen Kleidchen darunter. Ich sah ihr lange nach. Und mir war klar: Ich liebte Lina.

Ich fing an zu singen:

– *Ah there she goes a just a walking down the street, singing ...*

Ich machte eine Pause, wartete kurz ab, aber keine Reaktion.

– Was ist los, Riemschneider? Wo bleibt dein Einsatz?

Ich sang noch einmal von vorne, während ich dort hinten Lina im Bahnhof verschwinden sah:

– *Ah there she goes a just a walking down the street, singing ...*

Noch einmal machte ich die Pause.

– Was ist Riemschneider?

– *Ah there she goes a just a walking down the street, singing ... Do wah diddy diddy dum diddy do ...* Ich dachte das ist dein Lieblingslied, Riemschneider? Erzählst du doch immer. Das einzige, das du überhaupt gelten lässt? Manfred Mann, Mann! Was ist mit dir? *Do Wah Diddy Diddy?* Was ist los, Mann?

Riemschneider sah zu Boden:

– Sie ist nett.

– Ja, ist sie.

Ich fing an zu singen:

– *When she moves she walks so fine like a flamingo*

Crimson dress that clings so tight

She's out of reach and out of sight ...

Was ist, du großer Manfred-Mann-Kenner?

– Sie ist nett, sagte Riemschneider nochmal, ohne vom Zeichenblatt aufzusehen.

Achim Teschner kam wieder, am späten Nachmittag zur Fußgängerbrücke hinterm Dammtorbahnhof. Er hatte seine Mitbewohner gefragt, und wir hatten unsere Schultaschen geholt:

– Geht klar, ihr könnt mitkommen.

Wir fuhren mit der S-Bahn. Über Hauptbahnhof zum Berliner Tor. Mit unseren albernen Schultaschen.

– Wenn ich unsere Taschen so anschau, da wird mir ganz anders. Da bekomme ich ganz komische Erinnerungen.

– *Euch werd ich einheizen, dass euch das Arschwasser kocht*, kreischte Riemschneider, gab eine perfekte Parodie vom Lateinlehrer Sittl. Wir lachten. Achim Teschner sah sich nervös und irritiert im S-Bahn-Wagen um: Ob uns jemand zuhörte, ob uns jemand beobachtete? Überhaupt machte er einen ziemlich fahrigen Eindruck. Wie gehetzt.

– Wir müssen vorsichtig sein, sagte er leise. Als Revolutionär muss man sich bewegen wie ein Fisch im Wasser, versteht ihr? Und entsprechend leise und unauffällig muss man agieren.

Aus seiner Aktentasche gab er jedem von uns einen kleinen Stapel mit Aufklebern aus Papier: *Widerstand gegen die Notstandsgesetze. Aufruf zur zentralen Demonstration in Bonn*. Die Schrift war bunt: grün und rot und gelb und blau.

– Hier, die könnt ihr überall ankleben. An markanten Stellen, wo die Leute sie sehen. Das ist wichtig.

Beim Umsteigen, auf dem Bahnsteig Berliner Tor, zeigte er uns, wie man es macht:

Achim Teschner sah sich hektisch nach allen Seiten um, nahm einen Aufkleber aus der Tasche, sah sich wieder hektisch um, nach vorne, nach hinten, nach der Seite. Er leckte in unglaublicher Geschwindigkeit die Gummierung auf der Rückseite des Aufklebers an, und schaute wieder panisch in alle Richtungen: links, rechts, vorne, hinten.

– Ihr müsst mich warnen, wenn jemand kommt, haltet die Augen offen.

Mit dem Rücken stellte er sich vor eine der gekachelten Säulen, die Hand mit dem Aufkleber hinter sich, noch ein Blick nach allen Seiten und: